

UMSCHAU

Kathedralen der Freizeitgesellschaft

Folgen und Chancen des Wertewandels

Der Wertewandel läßt sich nicht mehr übersehen, wenn die Arbeit den ersten Platz in der Lebenserfüllung an die Freizeit abgegeben hat und wenn Soziologen inzwischen von einer Freizeitgesellschaft sprechen. Das Gewicht dieser Tatsachen wird noch verschärft, wenn Freizeit- und Erholungsparks als „Kathedralen der Freizeitgesellschaft“ bezeichnet werden. Zumindest dadurch wird sichtbar, welche Aura des Religiösen und Heiligen die Freizeit inzwischen gewonnen hat. Erfahrungen von Verwunderung, Staunen, Ergriffenheit, ganzmenschlicher Erhebung, die früher einem religiösen Umfeld zugeordnet waren, also den Kirchen, wurden von Welten aufgesogen, die eher geringschätzig als künstliche Freizeitwelten qualifiziert werden. Die Frage muß sich aufdrängen: Was ist von diesen Neuerungen in Freizeit und Tourismus zu halten?

Die Idee der Freizeitparks¹ entwickelte sich in der Neuen Welt. Dort wurde in Kalifornien am 17. Juli 1955 der erste Park „Disneyland“ eröffnet. Dieses Modell eines „Themenparks“ stieß eine rasante Entwicklung an. Der 1982 folgende Disney-World-EPCOT (Experimental Prototype Community of Tomorrow) in Florida zählte 1987 bereits 23,8 Millionen Besucher. Was Wunder, daß das Marketing auch in der Alten Welt Ausschau hielt und 1992 der „Euro-Disney-Park“ bei Paris eröffnet wurde, der aber offensichtlich nicht den kalkulierten Gewinn einbrachte. War das importierte Modell für Europäer zu amerikanisch?

Neben diesen thematischen Freizeitparks im engeren Sinn gibt es Ferienparks (Centerparks), Spaßbäder, Tierparks, Holidayparks, Phantasialand usw. Will man die Angebote von teilweise weltweiten Firmenketten auf einen Begriff bringen, könnte man sagen: Ein Themenpark ist „eine abgeschlossene, großflächig angelegte, künstlich geschaffene stationäre Ansammlung

verschiedenster Attraktionen, Unterhaltungs- und Spielangebote, die sich fast immer außerhalb großer Städte/Metropolen befindet, die ganzjährig geöffnet und kommerziell strukturiert ist“ (H. J. Kagelmann). Mit diesem Begriff wird eine moderne Form des Tourismus und der Freizeitgestaltung beschrieben, die sich zunehmend auch in Deutschland ausbreitet. Ihre Bedeutung liegt darin: Sie spricht den Kurzurlauber an, sie bringt den Ausflugsverkehr in Schwung, sie wendet sich, auch aufgrund der differenzierten Erlebnisangebote, an die Familien. In Deutschland gab es im Jahr 1990/91 bereits 104 Ferienzentren. Diese Ferienzentren der zweiten Generation – also nach der Verarbeitung erster Erfahrungen – stellen touristische Großprojekte dar, für die ein kompaktes Angebot an Unterkünften (Bungalows), Freizeitinfrastruktur, Versorgungseinrichtungen typisch ist. Als entscheidendes Charakteristikum wird herausgehoben „ein überdachter Zentralkomplex – mit einem Erlebnisbad als wichtigster Attraktion –, der einen ganzjährigen, wetterunabhängigen Betrieb gewährleistet“ (Hermann Strasdas).

Als ersten, sachlichen Kommentar zu diesen Tatsachen kann man eine Grundlagenstudie für das Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Bonn) zitieren: „Der gesellschaftliche Strukturwandel, aber auch gesellschaftspolitische Forderungen nach mehr Freizeit bewirken, daß veränderte Formen der Freizeitgestaltung nachgefragt werden. Die Bürger werden sich an den Standorten ihre Wünsche an die Freizeitgestaltung erfüllen, die den Bedürfnissen nach Erlebnissen und aktiver Freizeit ebenso entsprechen wie dem Anspruch auf Ruhe und Erholung. Neue Formen von Ferien- und Freizeitzentren, welche eine noch größere Vielzahl von Freizeiteinrichtungen unter einem Dach vereinen als die Ferienparks, sind auch in

Deutschland angedacht. Werden die gesellschaftspolitischen Forderungen nach mehr freier Zeit und die zunehmenden Ansprüche an die Freizeitgestaltung akzeptiert, muß man sich den genannten Entwicklungen stellen.“

Diese Freizeitparks gewinnen demnach nicht nur das Interesse der Politiker und mit ihnen der Humanwissenschaftler (Soziologen und Psychologen), sondern ebenso der Ökonomen und Theologen. Dabei scheint die Grundfrage zu sein: Ist es zu verantworten, Menschen zum Einzug in künstliche Welten zu verlocken, ihnen nur Spaß und Vergnügen anzubieten, die doch offensichtlich nur die sonstige Härte des Lebens in einer Industriegesellschaft kompensieren sollen? Ist ein solcher Exodus in dieses „gelobte Land“ wünschenswert? Solche und ähnliche abwehrende Argumente hört man nicht nur von Sozialphilosophen, die noch Theodor W. Adorno und seiner marxistischen Gesellschaftskritik verpflichtet sind, sondern auch von jenen Theologen, die der Freizeit gegenüber noch die bekannte Skepsis entwickeln nach dem Motto: „Müßiggang ist aller Laster Anfang.“

Die Argumentation solcher pathetischer Kurzschlüsse kann mit folgenden Hinweisen aufgedeckt werden: Daß einmal Lebensfreude, Entspannung und Erholung zum Lebensganzen gehören und gerade den Kontrapunkt zu Arbeit und Anstrengung ausmachen, in einer das ganze Leben durchziehenden Rhythmik; daß zum anderen der Hinweis auf „künstliche Erlebniswelten“ verdrängt, daß der Kunstgenuß in einer Oper in einer durchaus oft sehr künstlichen Inszenierung gewonnen wird; daß die Raumgestaltung und Ensembleplanung in „althistorischen Städten und Dörfern“ auch zuerst auf den Reißbrettern in den Stadtverwaltungen gesichert wird und daß Wanderwege in den Alpen und Strandkörbe an den Küsten der Nordsee gewiß auch alles andere als „natürlich“ sind. Allein diese kleine Reflexion auf die oft beschworene Natur, in der seit der Erschaffung des Menschen ein gestaltender Geist auf vielfältige Weise eingreift, läßt erkennen, daß seitdem eben Kultur gegeben ist und eine „natürliche Natur“ nur am frühen Schöpfungsmorgen bestanden haben mag.

Ein Problem ganz anderer Art scheint zu sein, ob man Menschen durch diese Angebote auf so

machbare Erlebnisse fixieren soll und darf. Natürlich ist es positiv zu bewerten, daß Menschen statt medienvermittelter Erfahrungen aus zweiter Hand dann beim Schwimmen, beim Tummeln im Wasser, beim Spielen auf den Sportplätzen Erlebnisse mit sich, mit Partnern, mit der Natur gewinnen, die sie erfüllen und beglücken und die sie die Mühen in Arbeit und Alltag vergessen lassen. Jede Option für den spielenden Menschen ist hellauf zu begrüßen.

Doch was würde die Tourismuskritik sagen? Wie klängen die Verurteilungen aus einer solchen elitären und pessimistischen Weltsicht? Gerhard Nebel qualifizierte bereits 1950 den Tourismus als „Cook-Schleim“, der alle Orte, Gegenden und Sehenswürdigkeiten überziehe. Friedrich Sieburg warnte wenig später vor dem „perfektionierten Apparat des Massenvergnügens und der motorisierten Muße“, und Hans Magnus Enzensberger legte 1958 in seiner „Theorie des modernen Tourismus“ offen, das Schlimme dieser Phänomene liege nicht darin, daß der Tourismus ein Massenbetrug sei, sondern daß wir uns daran gewöhnt hätten, ihn hinzunehmen, obwohl wir ihn durchschauten. Gegen diese heftige Kritik wäre heute anzumelden, daß die Welt der realen, bunten Erlebnisse jeder Normierung durch Fernsehen und Computer vorzuziehen ist. Trotzdem kann nicht bestritten werden, daß der Drang in die Erlebniswelt nichts anderes darstellt als die andere Seite einer Flucht aus der Langeweile. Und Langeweile ist eigentlich Verlust an Realität. Wie aber führt man Menschen in die Wirklichkeit ein? Wie lehrt man sie, diese Wirklichkeit auszuhalten, denn sie bringt ja nicht nur Freude und Erfolg? Wie verleitet man Menschen dazu, daß sie sich auf diese Welt mit allen Sinnen, also Augen, Ohren, Händen und mit dem Herzen, einlassen: empfindsam, solidarisch, neugierig, experimentierfreudig?

Mit solchen Fragen sind nur die Probleme jener Mediengesellschaft genannt, die noch ihren Weg in eine humane Zukunft sucht: zwischen Kultur und Zivilisation, zwischen Lebensfreude und Hedonismus, zwischen Solidarität und (egoistischem) Individualismus, zwischen Transzendenz und einem satten Diesseits. Die damit angesprochenen Dimensionen nehmen auch die „Kathedralen der Freizeitgesellschaft“ angemessen

sen ernst. Sie ordnen sie aber in den Problemstau einer Gesellschaft ein, die mehr denn je sich auf der Suche nach sich, besser: nach einem Menschen befindet, dem das Leben gelingt. Und letzteres wäre doch weit mehr als ein politisches, nämlich ein pastorales Thema. Darin zeigte sich die alte Herausforderung von Freizeit und Tou-

rismus an die Kirchen nur in einem neuen, etwas bunteren Gewand. *Roman Bleistein SJ*

¹ Kathedralen der Freizeitgesellschaft. Kurzurlaub in Erlebniswelten. Trends, Hintergründe, Auswirkungen. Bensberg: Thomas-Morus-Akademie 1995. 254 S. (Bensberger Protokolle. 83). Kart.

Für eine Kirche, die sich sehen lassen kann

Es ist eine Art pastoraltheologisches Vermächtnis, das Hermann Stenger nicht nur der Fachwelt übergibt, sondern allen, denen an einer Kirche in der Art Jesu, also mit menschlichem Antlitz, liegt¹. Sein langjähriges Arbeiten zeichnet ja enormes Einfühlungsvermögen aus, eine ihm entsprechende behutsame Sprache, eine sorgfältige Art, mit spannungsgeladenen Themen umzugehen, der entschiedene Wunsch nach Transparenz in der eigenen Argumentation, und in all dem eine unerschütterliche kritische Loyalität zur „real-existierenden“ Kirche. Die Verknüpfung zwischen reifem christlichem Glauben und ausgereifter Persönlichkeit wird ebenso spürbar wie jene zwischen Psychologie und Theologie. Gerade deren Verhältnis war ja jahrzehntelang äußerst gespannt und unproduktiv. Eines der Verdienste Stengers ist es, „Pontifex“ gewesen zu sein zwischen der wissenschaftlichen Erkundung des Inneren des Menschen und der Theologie, wobei er selbst diese Brücke noch entschlossener beschreitet als manche Kollegen aus der Psychologie, die eher noch in einer skeptisch-neugierigen Haltung verweilen.

Die Themen, durch welche Stenger in seinen pastoraltheologischen Memoiren (er schreibt auch über seinen eigenen Weg als Seelsorger und Pastoraltheologe unter der Überschrift „Gestaltete Zeit“: 150–162) den Leser führt, sind von kirchenpolitischer Aktualität und pastoraler Dringlichkeit und werden von ihm gebündelt in der Formel von einer „Kirche, die sich sehen lassen kann“. Die großen Themenfelder lauten Kompetenz, Transparenz, Riten und Symbole, Angst und Religion/Kirche. Einige Einsichten Stengers beginnen auch bereits Gemeingut der pastoralen Auseinandersetzungen zu werden. So genügt ihm für Amtsträger in der Kirche (auf allen Ebenen!)

nicht nur die Zuständigkeit; Stenger fordert auch Fähigkeit (Kompetenz), und meint, daß man heute ein Amt nur dann wirkmächtig ausüben kann, wenn beide „Kompetenzen“ vorhanden sind.

Stenger, der seine Ekklesiologie im Gefolge von Lumen gentium sehr stark auf den Begriff des Sakraments und damit des Symbols aufbaut, mahnt eindrucksvoll, daß nur eine transparente Kirche ein durchscheinendes Symbol, auf Gott und seine unverdrossene Liebe hin durchlässig, sein kann. Wird das Symbol „opak“, trüb, intransparent, dann wandelt sich das Symbol zu einem „Diabol“.

Auch Stengers Beitrag zur Ritenkultur ist bedeutsam und für die heftige Diskussion um eine Erneuerung und Vertiefung der Sakramentenkultur in Zeiten des Übergangs von einer kulturgeschützten Volkskirche in eine persongestützte Netzwerkkirche sehr hilfreich. Riten sind immer therapeutisch, so Stenger insbesondere in Auseinandersetzung mit der Ritentheologie von Alfred Lorenzer und anderen seiner Vordenker (wie S. Langer, E. Cassirer, P. Ricoeur). Riten haben zudem eine religiös-numinose Dimension, als Ausdruck für die unausrottbare Begabung des Menschen mit der Fähigkeit zur Transzendenz. Doch unterscheidet Stenger von diesen beiden Dimensionen (der therapeutischen und der religiösen) die ausdrücklich christliche, die nicht nur eine Bewegung der religiösen Transzendenz, sondern der göttlichen Deszendenz zum Vorschein bringt. Keine der drei Dimensionen darf vernachlässigt werden; denn eine Theologie des Heilsbundes ist für Stenger lebensleer, wenn sie nicht auch den Schöpfungsbund sieht. Ebenso ist eine bloße Theologie der Erbschuld gefährlich unvollständig ohne eine Theologie des „Erbheils“.